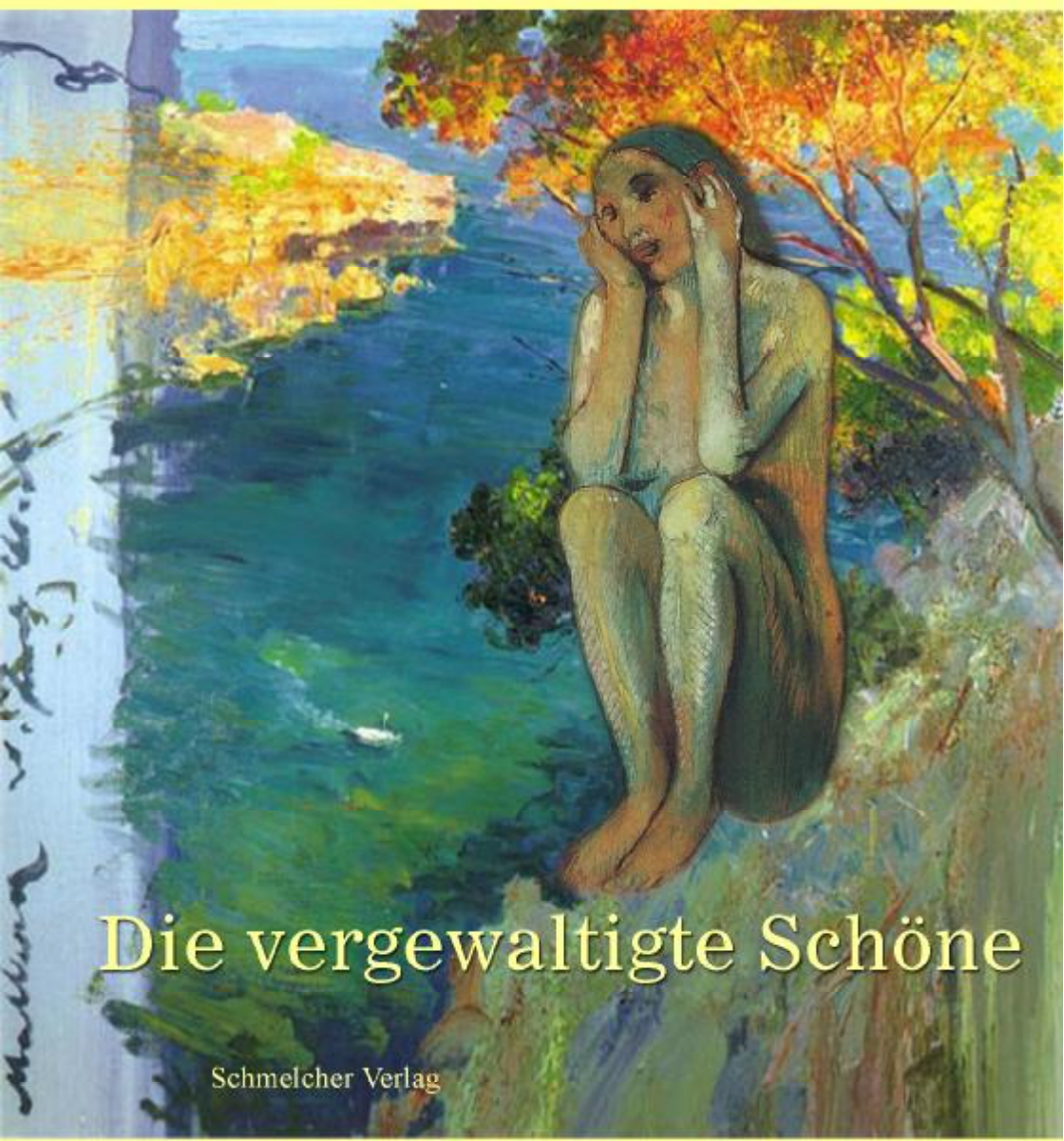


HELLA SCHLUMBERGER

MALLORCA



Die vergewaltigte Schöne

Schmelcher Verlag

Angekommen

Kennengelernt hatten sie sich am anderen Ende des Mittelmeeres. Genauer in Istanbul. Es war eine Szene wie gestellt: ein Reisebüro, zwei Studentinnen aus Tübingen, das Schtäle und sie, Christa hieß sie eigentlich, zwei Studenten aus München, der Hermann und sein blonder Freund, vom Familieren in Izmir kämen sie, woraus man schließen durfte, daß es sich um Medizinstudenten handelte. Echte Bayern noch dazu. Eine Mischung aus Bewunderung und Argwohn überkam sie.

Und was wollten die beiden? Wie sie, ihre Rückreise, fünfzig Stunden mit dem Zug Istanbul — München, Sondertarif für Studenten, um eine Woche verschieben.

Eine Woche, das waren eigentlich sieben Tage — oder acht? — die Zeit jedenfalls schnurrte zusammen, Verstecken in den Gärten des Sultanpalastes, Schifffahrt ans Schwarze Meer, Fischsemmeln auf der Galatabrücke, und Hermann und sie.

Das Licht glitzerte auf den Wellen, Wasser und Blüten dufteten und die Türken lächelten sie an. Alle lächelten sie an. Oder fast alle jedenfalls. Wie lange war das jetzt her? Dreißig Jahre vielleicht? Wann hatte sich diese Zauberwoche eigentlich abgespielt?

Egal, jetzt saß sie auf dem Balkon des Hermannschen Apartments am westlichen Ende des Mittelmeeres auf Mallorca und fragte sich, warum wohl der Vater, Architekt war er und nicht unbetucht, Gott hab ihn jedenfalls selig, dem Sohn diese Ferienwohnung vererbt hatte, in die nie ein Hauch von Sonne drang. Waren wohl billiger gewesen die Eigentumswohnungen nach Norden als die nach Süden, Osten oder Westen oder war es nur kluge Voraussicht vor allzu viel Balearensonne in Zeiten von Ozon?

Kein Sonnenaufgang, kein Frühstück im Schatten der Sonne, keine Siesta in der besonnten Hängematte, von Sonnenuntergängen ganz zu schweigen.

Sie als Schattengast auf der Sonneninsel.

Dafür gab's Harzdüfte aus dem Pinienwald, Möwenballette um Berggipfel und ein paar Minuten den Berg hinunter die felsige Küste, vor der ein paarmal täglich Glasbodenboote kreuzten, mit ihrem uneinhalten Versprechen, man werde viele bunte Fische sehen können und auch sonst viel Spaß haben.

Dafür gab's dann Sangría gratis, die eine Art Stewart aus dünnhal-sigen Glaskrügen den Touristen in den Mund, Touristinnen gern ins Dekolleté goß, das er entschuldigend mit schmutzigem Lappen trocken zu wischen vorgab. Dazu wurde viel gelacht, man war schließlich kein Spielverderber, man war im Urlaub auf Mallorca.

Nein dieses Mallorca wollte sie nicht.

Aber gab es ein anderes? Und wenn, dann wo?

Vielleicht wäre ja der Zugang über Historiker und Literaten der richtige, Erzherzog Luis Salvators dicke Mallorcabände, Ranke-Graves Geschichten in der Geschichte, oder die Bücher von Vigoleis-Thelen, der eine Weile sein Sekretär war, auf der Flucht vor den Nazis mit Freundin Beatrice und dem Sätze über das Insellicht gelungen waren wie die, wo es hieß, daß sich verschiedene Arten von Schatten „vermengten und begatteten“ und so eine „Inzucht des Lichts“ schüfen.

Aber sie waren alle Ausländer, Intellektuelle, Mallorca Verfallene und was sie beschrieben, war ein historisches Mallorca, ein Mythos. Dem Insellicht jedenfalls verfielen sie alle. „In Mallorca ist das Licht immer, überall und gegenwärtig. Selbst in mondlosen Nächten schimmert das Gebirge, leuchtet das Meer in kleinen Brandungswellen. Es kommt nicht von der Sonne her, sondern aus der unbegrenzten Weite des Himmels. Ausgeschüttet über Felsen und Steine, kriecht es in Höhlen, springt über Klippen, rieselt im Sande und fließt mit dem schweren Harzduft an den Kiefernstämmen herunter. Man kann es nicht sehen, doch man weiß, daß es da ist“, schrieb ein Friedrich Springorum in seinem Mallorcafürer und Anton

Zischka behauptete gar in seinem Mallorcabuch: „Die Insel ist wie ein leuchtender Spiegel, sie wirft das Bild dessen zurück, der hineinblickt: Wer Einsamkeit sucht, findet sie – wie lärmende Betäubung findet, wer die eigene Leere fürchtet.“

Ob das auf die Millionen Inselbesucher in ihren Touristenzentren gemünzt war?

Sie ertappte sich bei einer gewissen Arroganz: Ballermann, Oberbayern, Balneario seis, obwohl sie alles nur vom Fernsehen und seinen Mallorcaserien kannte. Schamlos ausgestelltes Fleisch aus Deutschland, dümmliches Geschwätz, vulgäre Unterhaltung. Alles, was sich der brave Bürger zuhause nicht traute, hier im Arenal, in Magalluf, in Paguera war es angesagt: Mal so richtig auf den Putz hauen! Sangría in Eimern mit Strohhalmen, es krachen lassen, Slips in Discos sammeln, sich volldröhnen, deutsches Liedgut gröhlen, die Sau rauslassen im Netzhemd und kurzen Hosen in die Kathedrale, das brachte es, das gab den Kick, der zuhause von der Sorge um den Arbeitsplatz vertrieben worden war.

Merkten den die Malloquiner nicht, wie ihre Insel langsam verramscht wurde? Parzelliert, zugebaut mit Hochhäusern und Supermärkten, Autobahnen und Feriensiedlungen? Waren sie gar einverstanden oder war es ihnen egal? Wo lebten die echten Mallorquiner, wenn es sie denn noch gab? Und wie lebten sie?

Sie beschloß, sich auf die Suche zu machen.

Allein das quittengelbe Plastiktelefon des Apartmenthauses schien an diesem Tag nicht willens, den Kontakt zu Einheimischen herzustellen.

Es nahm die Münzen, bedankte sich und erklärte das nicht begonnene Gespräch für beendet.

Machte sie sich also selber auf den Weg in die Hauptstadt, die Straße hinauf zur Kreuzung, wo es eine Haltestelle gab für Busse, die klugerweise auf einen Fahrplan verzichteten. Die Busse kamen auch irgendwann, es gab direkte und indirekte. Die einen dauerten dreißig, die anderen neunzig Minuten nach Palma, weil sie noch Palma Nova und Magalluf bestreichen mußten.

Fahrgäste waren arme oder junge Mallorquiner, sparsame oder mutige Ausländer, sie mittendrin.

Das Paradies und die Bösen

Matilde arbeitet im Kulturreferat von Palma und ist Mitglied der „Amigos de los molinos“, die sich um den Wiederaufbau der alten Mühlen kümmern.

Sie hat sie ins Teatro principal bestellt, unterhalb der viereckigen Plaza Mayor. Fenster und Fensterläden des Raumes zur Freitreppe hin bleiben geschlossen, Matilde knipst das Licht an.

Draußen strahlender Mittagsglast.

„Ich komme gerade aus Sardinien“, erzählt sie, „und ich frage mich weshalb. Was kann mir als Mallorquinerin diese Insel bieten, was wir nicht auch hätten? Licht, Farben, Gerüche, alles da.

Mallorca vale más“, schwärmt sie, ist doch viel schöner als alle anderen Mittelmeerinseln zusammen.

Dann macht sie eine Pause.

Klar habe der Beton ganze Küstenstriche unter sich begraben, gerade die idyllischen, sie sagt ‚bucólico‘ und das hat etwas mit Griechen und Hirtendichtung zu tun, aber rückgängig zu machen sei diese Entwicklung nun auch nicht mehr.

„Früher hast Du Dich wo hingesezt, hast Dich entspannt und nur geschaut. Da bist Du deinem Gott begegnet. Auch wenn Du kein Dichter warst, hat dein Inneres eine Ode“, sie sagt ‚oda‘ und schon wieder sitzt die Antike mit im abgedunkelten Raum, „auf Mallorca angestimmt“.

Nicht nur Maler, nein alle sensiblen Menschen seien in ihr Insellicht vernarrt. „Der ganze europäische Gotha“ und damit meinte sie das Verzeichnis der europäischen Adelsfamilien und da klang wieder

Stolz durch, „verbringt seine Ferien hier. Sie sind unsere besten Protagonisten.“

Wie es denn um das einfache Volk bestellt sei, die echten Mallorquiner, falls es sie noch gebe.

„O“, sagt sie und plötzlich fällt alles Kulturreferatige von ihr ab, „wir Mallorquiner sind freundlich, fleißig und heimatverbunden“.

Ob das nicht jedes Volk in gewisser Weise sei.

„Schon“, gibt sie zu, „aber bei uns kommt hinzu, daß wir sehr verschlossen sind. Auf den ersten Blick scheinen wir offen, aber das täuscht. Wir scheinen langsam, wenn wir kastilisch, also spanisch reden, weil wir erst aus dem Mallorquinischen übersetzen müssen. Auch unser ökologisches Bewußtsein ist noch stark unterentwickelt. Sie finden überall Plastiktüten, Zigarettenkippen und noch Schlimmeres. Da können unsere Behörden Papierkörbe aufstellen, soviel sie mögen“. Sie drückt ihre Zigarette in einem riesigen Glisaschenbecher aus.

„Unsere Kultur verdankt viel der jüdischen und arabischen, vor allem was Architektur, Ortsnamen und Rezepte angeht. Aber das werden Sie alles selber herausfinden. Ich wünsche Ihnen viel Glück und erzähle Ihnen zum Abschied noch eine Anekdote“.

Sie hatte auf ihre Armbanduhr geschaut und festgestellt, daß es bereits Mittagszeit war.

„Also: als Gott das Paradies erschuf, fiel ihm ein Stück Erde aus der Hand und landete im Mittelmeer. Als er es ansah, bemerkte er, daß es eine Insel geworden war, rund und schön, fast ein Paradies. Ein Paradies, dachte er, darf auf Erden nicht sein. Und beschloß als Gegenstück den Mallorquiner zu erschaffen.“

Sie kicherte noch, als sie das Licht löschte und die Tür hinter ihr verschloß.

Draußen hatten die Morgenschatten inzestiös das Mittagslicht geboren.

Antonio der Geläuterte

Er spielte auf einer selbstgebastelten Sitar, aus der sich seitlich überflüssige Saiten kringelten. Sie saß am alten Fischereihafen in Palma und schaute ihn an. Er lächelte sie an, sie lächelte zurück, er kam auf sie zu. „So setzen Sie sich doch!“

Mit einer halbrunden Armbewegung, musketierhaft, nahm er an. „Antonio“, eine Verbeugung. Die Einladung stand.

Ohne groß zu fragen, stellte der Kellner Antonio ein Glas Bier hin. „Sie sind nicht aus Mallorca?“ — „Sieht man das?“ Er grinste, wie sie fand, fast ein bißchen unverschämt. „Aber ich komme immer wieder gern hierher zurück“. — „Woher?“ — „O, aus der ganzen Welt“. Hatte sie doch fast vermutet, ein Fahrender.

„Mein Vater war Maler“. Er nahm einen tiefen Schluck. „Hat Holzboote angestrichen.“ Ein weiterer Zug. „Dann starb er, als ich sechzehn war. Ich beschloß, auf Reisen zu gehen: Frankreich, Italien, Norwegen, Schweden. Dort habe ich geheiratet.“ Das Glas war leer, Antonio nickte dem Kellner zu, der verschwand. „Meine Frau war Model, immer irgendwie mit ihrer Schönheit beschäftigt. Und mit Kokain. So haben wir uns in die Drogen geworfen. Zwölf Jahre lang ging das so. Zwölf Jahre, stellen Sie sich vor, nur Drogen und Sex!“ Der Kellner wechselte die Gläser aus.

„Jetzt rate ich allen Jungen davon ab. Sie sollen sich besser mit Yoga, Tai-Chi oder Taek-Won-Do beschäftigen. Sie sollen gesund leben. In der Energie liegt die Kraft.“

Aha, ein fahrender Philosoph.

Schon wieder nickte er dem Kellner zu, der verschwand. „Nur das Tagesmenü“, beruhigte er und fuhr fort „allein Wahrheit führt zur universellen Harmonie“.

„Kommen Sie vielleicht gerade aus Indien?“ — „Da sollen wir ja sowieso herkommen, wie behauptet wird.“

Zigeuner, Sinti, Roma, natürlich.

„Da habe ich auch meine Sitar gefunden. Ich liebe es, mit Musik zu reisen. Das Instrument garantiert Dir eines: ein ehrliches Essen, nicht wahr?“

Sie nickte, er begann, seine Suppe zu löffeln.

Was er so von Mallorca halte.

„Das Problem hier“, er ist inzwischen beim Salat, „ist die wachsende Kriminalität. Nicht die Frauen, die Dir an der Kathedrale angeblich Blumen schenken wollen und Dir dann den Geldbeutel klauen. Die gibt es schon ewig. Nein, ich meine süchtige Youngsters, die sich Kohle für Stoff beschaffen, das hat hier stark zugenommen. Da kommen die meisten aber von außerhalb. Mallorquiner, die rauben, gibt es ganz wenige.“

In Windeseile hatte er Steak und Pommes vertilgt, mit dem letzten Bier nachgespült, den Pudding weggelöffelt und sich mit ausladender Bewegung verabschiedet. Musketierhaft.

Antonio, der Geläuterte.

Mallorquinische Küche und das Phönizische

Cathy Juan de Corall kennt auf Mallorca jeder, der sich für Literatur, Malerei und Gastronomie interessiert. Der Zeitungen liest, Radio hört, Fernsehen schaut. Neulich erst hat sie wieder einen Preis für eines ihrer Kochbücher erhalten.

Kennen freilich tun sie wenige.

Ein Villenviertel im Westen Palmas, ein verwünschtes Haus mit Garten voller Hundegebell, eine sportliche Frau, die ihr nach der Glocke mit Gongton die verglaste Verandatür öffnet.

„Ach, wissen Sie“, sagt die Künstlerin und es klingt ein bißchen burschikos-kokett, während sie sie nach innen geleitet, „eigentlich bin ich ziemlich einsam. Ich habe fast nichts mit meinem Publikum zu tun. Vielleicht auch, weil ich aussehe, als würde ich am liebsten die ganze Welt verspeisen.“

Nicht schlecht, dachte sie, für eine Kochbuchautorin, dabei fand sie, daß das überhaupt nicht stimmte.

„Der Tag einer Vernissage ist mir ein Gräuel, da erwartet das Publikum, daß ich mich ihm widme, daß ich ihnen von meiner Arbeit erzähle. Ganz furchtbar! Ich bekomme Magenweh und sehne mich nach dem Moment, wo ich weglaufen kann, mich wieder Jahre einem Buch oder Tage einem Bild widmen zu können. Das Bild erklärt sich doch von selber, das Buch genauso. Da brauch ich doch nicht noch einen Kommentar dazu zu geben.“

Cathy holt ein Schälchen mit ‚natürlich‘ selbergebackenen Plätzchen und eine Karaffe mit Palo, dem Saft des Johannisbrotens. „Eine mallorquinische Spezialität“ sagt sie und lächelt.

Sie folgt den Augen ihres Gastes, der ihre Bilder an den Wänden betrachtet. „Sie wundern sich wohl, daß den Porträts das Gesicht fehlt oder sogar der ganze Kopf? Ach wissen Sie, ich habe soviele Porträts in meinem Leben gemalt, daß mir die Gesichter allmählich langweilig geworden sind“.

Die Gesichter waren ihr langweilig geworden! Wenn es mal mit dem Gespräch nicht genauso ging! Sie mußte ein Thema finden, das sie interessierte. „Gibt es einen Zugang zum mallorquinischen Wesen über die Gastronomie?“ fragte sie vorsichtig.

„O ja, über Kochen und Essen rede ich gern“, sie schlägt die Hosenbeine übereinander, „das ist die reinste Lust für mich. Schon als Kind habe ich auf dem Herd meiner Puppenstube gekocht. Später habe ich von allen Reisen Rezepte mitgebracht und nachgekocht. Ich habe nie gefragt: ‚Wie geht es Ihrem Mann, wie geht es den Kindern?‘ Nein, sondern: ‚Was kochen Sie da gerade oder wohin gehen Sie, um gut zu essen?‘“

Auslöser für ihr erstes Kochbuch seien ihre Söhne gewesen, die außerhalb Mallorcas studierten und sie immer angerufen hätten, wenn sie für ihre Freundinnen etwas kochen wollten.

„Das kommt allmählich zu teuer, Jungs“, habe sie entgegnet und „dann schreib ich es Euch doch lieber gleich auf!“

Nicht ohne Stolz zeigt sie auf die gerahmten Fotos der Knaben auf der Kommode. Einer sei inzwischen Arzt, der andere Architekt.

„Um die Weihnachtszeit habe ich alle gern um mich. Nicht, daß wir uns am 24. Dezember etwas schenken würden, weit gefehlt! Das sind eure importierten Sitten. Wir schenken uns erst am 5. Januar etwas, das war früher in ganz Spanien so, am Abend vor den Heiligen Drei Königen. Wir haben ihnen vorher schließlich auch einen Brief geschrieben.“

„Wem, den Heiligen Drei Königen?“

„Ja, natürlich“

„Sie auch, nicht nur die Kinder?“

„Selbstverständlich. Damit sie wissen, was sie uns bringen sollen“

„Und sie bringen es dann“

„Na klar doch!“

Sie lacht. Keine Spur von Ironie. Das klang verdammt nach heiler Familie. Wer wohl das Mann dazu war?

Als hätte sie ihre Gedanken erraten, deutet sie wieder zur Kommode. Das Foto eines Mannes in Uniform, „Marine“, erklärt sie, „Kapitän“ und daß er bereits pensioniert sei. Aber im Lauf des Gesprächs mutiert er zum Admiral der Armada.

Zehn Geschwister habe er gehabt, sie neun und da könne sie sich leicht vorstellen, daß sie nicht immer „auf Lorbeeren gebettet“ gewesen seien.

Liegt sich's denn im Mittelmeerraum auf Lorbeeren besonders schlecht? Und haben die etwa Stacheln wie unsere Bettrosen Dornen?

„Schließlich sollten doch alle Buben unserer beiden Familien studieren.“ Das sei auch gegangen, weil man nie hätte reich werden wollen.

Vielleicht weil man es schon war? Und wo blieben die Mädchen der Familie?

Sie jedenfalls, fährt Cathy fort, sie habe es sich zur Aufgabe gemacht, die traditionelle mallorquinische, das hieße natürlich balearische Küche wiederzubeleben. Und da gehe es eigentlich um zwei Küchen: die der armen Leute, la cocina humilde nennt sie es auf kastilisch und die cunya do Señor, die Küche der Herrschaft mit

Wild, Geflügel, Fisch und Fleisch, gesotten, gebraten, gekocht, getrüffelt, mit Soßen und den süßen, schweren Desserts.

Warum sie einmal cocina, das andere Mal cuyna sage?

„Das ist mir so rausgerutscht.“ Das eine sei eben kastilisch und das andere mallorquín, die Sprache der Insel. Sie wechselt schnell das Thema.

„Wenn ich in die Küche komme, wird meine Seele frei von allen Sorgen, füllt sich mit Wonne. Bei uns heißt es schließlich: ‘Du bist, was Du ißt’ und ‚nicht die Köchin entscheidet, sondern der Garten‘. Ob das nicht vernünftig sei?

Wenn man einen hat, denkt sie ketzerisch, einen Garten.

Da habe es bei ihnen daheim einen Brauch gegeben: wenn am Abend zuvor die Suppe nicht aufgegessen worden war, wurde sie am nächsten Tag wieder serviert: dampfend, mit Olivenöl und Knoblauch. Dazu hätte es dann blauschwarze Frühfeigen oder Aprikosen gegeben. „Es war immer ein echtes Fest!“

Die mallorquinische Küche sei überhaupt eine Küche der Gewürze und der süßen Sachen. Sie gerät ins Schwärmen. „Unser arabisches Erbe“ ruft sie und erzählt von den Empanadas in Form des Halbmondes, die es süß und salzig gebe.

„Das ganze pappige Zeug, das es in den Supermärkten gibt, lieben wir Mallorquiner einfach. Aber auf unser Brot sind wir echt stolz.“ Das gebe es in der Art nirgends auf der Welt. Und wenn Touristen zuhause mallorquinische Gerichte nachkochen wollten und nähmen ihr eigenes Brot dazu, „kein Wunder, daß es nicht gelingt. Ich empfehle immer, unser Brot hier zu kaufen, zuhause einzufrieren, um es zur rechten Zeit dann zu verwenden.“

Für die Küche der Armen typisch und auf den ganzen Inseln beliebt sei das Pà emb òli, mallorquinisches Weißbrot geröstet mit Olivenöl und Salz. Man könne es freilich verfeinern: mit Tomaten, Zwiebeln, Käse, Bergschinken und Wildkräutern.

Ob sie wisse, was eine Sopa mallorquina sei? Nein? Das habe mit einer normalen Suppe eher nichts zu tun, sei eher ein Gemüseintopf auf Brotunterlage. Oder der Arroz secco? Der sei nämlich alles andere als trocken.

Das mußte sie sich merken: was auf Mallorca irgendwie hieß, war möglicherweise das Gegenteil davon. Als ob sie etwas zu verbergen hätten, diese Mallorquiner. Reine Camouflage, gegen wen gerichtet, wo stand der Feind?

„Wenn Sie mich jetzt fragen würden...“

„Ja, bitte“

„wie der Mallorquiner ist, was ihn auszeichnet“

„Genau das wollte ich...“

„Also ich würde sagen, er ist apathisch. Er macht kein großes Getöse um sich, er ist sensibel, also eher ein stilles Wasser“.

„Und wie ist sein Verhältnis zum Geld?“

Cathy legt die Stirn in Falten: „Da ist er eher phönizisch“.

Phönizisch? Was hatte das alte Seefahrervolk mit den Mallorquinern zu tun? Und was wollte sie damit sagen? Geschäftstüchtig, gerissen, geldgierig gar?

Mit phönizisch meine sie, ergreift Cathy wieder das Wort, die Kombination von Geschäftstüchtigkeit und Gelassenheit. „Nicht diese modische Raffgier, die einhergeht mit dem Vergessen aller Werte, die ich zu bewahren trachte. Zumindest was die Kochkunst angeht“.

Cathy erhebt sich, holt ein Buch, drückt es ihr in die Hand: „Entrar en la cocina de Mallorca, Menorca, Ibiza y Formentera.“

Eintreten in die Küche, Grüß Gott, tritt ein, bring Glück herein!

„Für Sie! Zum Nachlesen!“

Sie bedankt sich, fragt nach der Situation Autor- Verleger, Künstler-Galerist auf Mallorca.

„O“, sagt sie fröhlich, „die ist ganz gut. Mein erstes Kochbuch hat die Bank Sá Nostra herausgebracht: zehntausend Stück, die schon nach zwei Jahren weg waren“.

„Wie das? Die Bank hat Ihre Bücher verkauft?“

„Aber nein, verschenkt“.

„Die ganze Auflage?“

„Natürlich! Wissen Sie, am Tag des Buches, dem 23. April, dem Geburtstag eines unserer Größten, Miguel de Cervantes, schenkt die Bank ihren Kunden ein Buch“.

Das findet die Besucherin irgendwie nicht so gut. Da nistet sich beim Kunden ja die Idee ein, Bücher müßten nicht gekauft werden, Bücher bekomme man geschenkt.

„Haben Sie eigentlich schon einmal meine Kolumne gelesen? Nein? Entschuldigung, Sie sind ja eben erst angekommen. Sie heißt ‚la mesa atravesada‘, was soviel heißt wie der lange Eßtisch in einem Kloster, an dem der Prior, die Mönche und ein Gast sitzen. Diesen virtuellen Gast lade ich einmal im Monat dazu. Er muß etwas Besonderes gemacht haben, darüber berichten und gleichzeitig sein Lieblingsrezept preisgeben, Sokrates, Napoleon, Isabella von Kastilien.“

Ihr Gast ist begeistert, Cathy geniert sich ein bißchen und scheint richtig froh, als ihr Mann plötzlich in der Tür steht. Ein halbes Lebensalter mehr als sie, der Armada-Admiral, Vater der Söhne und Beschützer der Familie, wie es sein mußte.

„Bitte gehen Sie doch noch nicht“, sagt er, „ich wollte Sie wirklich nicht vertreiben!“

Sie müsse leider wirklich gehen, hält sie dagegen, sie habe noch einen Termin und merkt, wie froh Cathy ist, daß sie die richtige Zeit zu gehen erkannt hat.

Auf Hermanns Balkon in der „Costa de sa calma“, wie der Ort auf ihrer Landkarte hieß, Küste der Stille, wie sich ja die ganze Insel, Isla de sa calma müßte es dann ja auch heißen auf mallorquinisch, gern mit dem Attribut der Ruhe schmückte, was zumindest zur Hauptsaison und an Touristenorten keineswegs der Fall war, auf dem Balkon schlug sie Cathys Kochbuch auf. Alle Völker, die je die Insel passiert hatten, hätten ihre Spuren hinterlassen. Eben auch, was die Gerichte betraf: Europäer, Afrikaner, Asiaten.

Gewidmet war das Buch den Söhnen, na klar, mit der Aufforderung „para que den continuidad a la reunión familiar en la casa.“ Das war deutlich: wenn sie schon ein Kochbuch bekommen, hatten sie sich gefälligst an die Familienregeln zu halten. Kein Fest ohne Familientreff.

Vom Sportler zum Kämpfer: die Brüder Colom

Die Wohnzimmertür von Rafaels Solar³⁸ führte direkt in den kleinen nach oben ansteigenden Garten, der an einer Mauer endete, die zur Straße hinunter abfiel.

„Schau“, Rafael machte eine kreisende Bewegung, „das alles gehörte zur Escola de Gonie, unserer in der ganzen damaligen Welt bekannten Seefahrtsakademie. In diesem Karree versteckte sich auch unsere Regierung, als sie in den Untergrund ging.“

Ein paar verwilderte Bäume und Büsche, eine Harke, die an einem zerfallenden Hüttchen lehnte; der hinkende Bauer mit den hellen Augen, der der letzte Hüter der Tradition war; dieser geschichtsträchtige, leicht ansteigende Garten und nur ein paar Kilometer weiter Mallorcas Touristen, Ballermänner und Oberbayern. Irgendwie schien das alles nicht zueinander zu passen.

„Willst Du mir nicht hier draußen weiter erzählen?“

„Draußen?“ Rafael zog die Stirn kraus: „Das braucht niemand zu hören! Heute geht die Colom-Geschichte los.“ —

„Aber da ist doch niemand“ — „Wer weiß?“ er, und ging zurück ins Haus, wo der Vorhang zugezogen und das elektrische Licht angeknipt wurde.

Das würde sie nie verstehen, draußen das höchste Wetter, angenehm warm, Schatten in der Sonne, Licht, das sich flirrend-inzestuös verbreitete, Piniendüfte, Meeressglitzern, und der Mallorquiner zog sich zurück, hinter Türen, Vorhänge, als gäbe es etwas zu verbergen. Verrammelte sich in einer künstlichen Welt, als stünden die Schergen bereits vor der Tür.

Ob sich Angst über Jahrhunderte weitervererbte? Dunkelangst bei Ratten, das ja, das konnte angezchtet werden, aber ob sich Angst auch einfach so, freiwillig sozusagen von Generation zu Generation weiterverbreitete, das hatte sie sich bisher noch nicht gefragt.

³⁸ Haus

„Wir gehen jetzt wieder ein paar Jahrzehnte zurück. Also vor diesen Marsch, wo unsere Räte wie Vieh, nackt und mit Ketten durch die Straßen Palmas getrieben wurden, um sie zum Unterschreiben ihrer völligen Unterwerfung zu zwingen.“

„Das war in der Mitte des 15. Jahrhunderts?“

„Und wir befinden uns jetzt in Felanitx, einem Ort im Südosten der Insel.“

In Felanitx wurde ein Fest mit sportlichen Wettkämpfen gefeiert. Der Meister der Flotte befand sich auf einem seiner geheimen Besuche auf der Insel. Er war in Sa Calobra gelandet und hatte in Montuiri bei Frau und Freunden Rast gemacht. ‚Laßt uns nach Felanitx gehen‘, hatten die vorgeschlagen, ‚dort wirst Du sicher ein paar alte Freunde treffen.‘

Er ritt aber alleine los und dachte unaufhörlich an seinen Auftrag. Wie würde es ihm gelingen, Junge zu rekrutieren, die bereit waren, die Tradition weiterzuführen, sich in der Seefahrt ausbilden zu lassen und so ungebildete Bauernjungen zu überall in der Welt begehrten Seeleuten zu machen? In einer Akademie, die es offiziell nicht mehr gab.

Als er in Felanitx eintraf, war die Sonne gerade aufgegangen und die Wettkämpfe hatten bereits begonnen. Er war mutig genug, sich an einigen Kämpfen zu beteiligen, ansonsten begnügte er sich damit, Preisrichter zu spielen.

Schon die ganze Zeit war ihm ein Knabe aufgefallen, der in fast allen Disziplinen Medaillen und Siebergürtel abräumte: Colom hieß er. Er sei aus Felanitx wie seine Mutter, hieß es, während der Vater aus Soller stamme. Aus Söller, wo er immer heimlich landete! Es gab nur noch ein paar vertrauensvolle Familien auf der Insel, Familien, die das Geheimnis teilten, mit denen er Kontakt hatte.

Zurück in Montuiri erkundigte er sich beim Pfarrer, so clever war er tatsächlich, er wandte sich an den Pfarrer, weil er wußte, daß ohne dessen Zustimmung überhaupt nichts lief. Er sagte, er habe herausbekommen, daß er mit der Familie Colom verwandt sei und sie deshalb gern einmal treffen würde.

Es dauerte auch nur ein paar Tage, bis die Eltern Colom einen Passierschein bekamen und nach Montuiri zum Flottenmeister reisen konnten. Der fürchtete, daß, wenn sie erführen, daß er den Jungen zur Ausbildung mitnehmen wollte, sich erheblicher Widerstand regen würde. Aber wie erstaunt war er, als Vater und Mutter nicht nur sofort einverstanden waren, sondern ihnen auch noch die beiden jüngeren Brüder dazu anboten.

Zwei reichen zunächst, dachte er, und bat nur um einen weiteren Bruder.

Schon am nächsten Tag brachten die Eltern, stolz, wie man annehmen darf, Juan und Bartolomé Colom zum Flottenmeister nach Montuiri.“

„Aber der wohnte doch gar nicht mehr auf der Insel! Hat er sie nun mitgenommen oder hat er sie zur Ausbildung dort gelassen?“

„Das kommt morgen dran“, meinte der Erzähler ein bißchen mürrisch, vielleicht tat ihm ja auch nur das Bein weh.

Vielleicht wußte er auch nichts darüber, hatte die Mutter ihm nichts erzählt, hatte er es vergessen. Was nicht alles einer Geschichte in Jahrhunderten passieren konnte!

Mallorcas Geheimnis

„Ihre Ausbildung dauerte Jahre, also die von Juan und Bartolomé, der Flottenmeister schenkte ihnen nichts, dachte er doch daran, sie in seiner Nachfolge zu sehen“, fuhr Rafael am nächsten Tag fort.

„So mußten sie auch auf Galeerenschiffen Dienst tun. Sie sahen das maßlose Leid der Sträflinge, die schlimmer wie Hunde gehalten wurden. Sie mußten sich zusammenreißen, um sich nichts anmerken zu lassen.

Ansonsten erfüllten sie alle Aufgaben zur vollsten Zufriedenheit des alten Flottenmeisters, so daß er sie zur Belohnung eine Zeit mit seiner Familie auf seinem Landgut leben ließ, bevor sie als Matrosen in des Meisters eigener Flotte den letzten Schliff bekamen.“ —

„Das ist mir alles ein bißchen vage“, warf sie ein, „mehr weißt Du wirklich nicht über die Ausbildung der Coloms?“

„Der Schwerpunkt der Geschichte liegt beim Verhältnis der Coloms zu ihrer Crew. Der Flottenmeister hatte sie nämlich gelehrt, um in der Seefahrt mit geringstem Aufwand die besten Ergebnisse zu erzielen, brauche es vor allem eine verlässliche Mannschaft. Die erziele man, indem man gerecht und gelassen auftrete, sich von keinen Stimmungen hinreißen lasse und keinen zu etwas zwingen. So bekomme die Mannschaft das Gefühl, sie tue alles freiwillig. Das sei die Voraussetzung für eine schnelle und sichere Fahrt. Du wirst sehen, wie wichtig das später für Kolumbus werden sollte“.

„Und was kam nach ihrer Ausbildung?“

„Nachdem sie noch ihren Abschluß in Goniometrie“...

„Was ist denn das?“

„Kartenkunde, Du weißt doch, daß unsere mallorquinischen Karten in der ganzen damaligen Welt bekannt waren, genauso wie unsere Akademie. Also, als sie damit fertig waren, bat der alte Flottenmeister sie zu einem Gespräch.

Ob sie ein Geheimnis wissen wollten? Sie waren Feuer und Flamme.

Ob sie es auch behalten könnten? Sie schworen es hoch und heilig.

„Dann wisst“, begann der alte Flottenmeister, „daß dieses Geheimnis vollständig nur dem Meister des Großrats und mir bekannt ist. Und wenn ihr wollt, dann auch Euch.“

Also: Unser balearisches Volk war einst König der Meere, besaß Karten fremder Küsten und hat Expeditionen in fremde Länder gemacht. Zentrum der Ausbildung, Erforschung und des anschließenden Handels war die Escola de Gonia in Montuiri. Dann kamen die Christen und zerstörten, was sie finden konnten, rafften und missionierten.

Aber heimlich haben wir unsere Aktivitäten weitergeführt...“

„Weil die Christen dachten, Palma sei die Hauptstadt und nichts von Montuiri ahnten“

„Genau.“

Der Flottenmeister fuhr fort: ‚Heute bin ich der Chef einer einst gewaltigen, jetzt nur noch schattenhaften Organisation. Ich habe viele bittere Erfahrungen gemacht, aber auch Momente höchsten Glücks erlebt. Ich frage Euch: wollt Ihr dem Weg Eures Meisters folgen?‘

‚Jaja, ganz sicher,‘ meinten die Brüder.

‚Haltet ein!‘ rief der Meister, ‚überlegt es Euch in Ruhe! Wenn Ihr Euch dafür entscheidet, gibt es kein Zurück mehr bis zum Tod.

Geht erst einmal eure Familie besuchen, bleibt ein paar Tage dort, und entscheidet dann. Wenn Ihr die geringsten Zweifel habt, laßt die Finger davon. Wenn Ihr aber zu mir zurückkommt, fangen wir gleich an, abgemacht?‘

‚Abgemacht!‘ sagten sie und machten sich noch voller Staunen auf den Weg.

Nie hatte jemand ihnen erzählt, welches die Wurzeln ihrer Kultur waren. Was war das für ein Volk, das ihrige, dem sie Besitz, Religion und Freiheit genommen hatten und das trotzdem an seinen Prinzipien festhielt? Im Untergrund festhielt.

Auch die Geschichte mit dem Geheimnis faszinierte sie, und die Gefahr, die damit verknüpft war.

Zuhause bei den Großeltern angekommen“

„Wo waren denn die Eltern?“

„Die kommen nicht mehr vor. Nur noch die Großeltern. Zuhause angekommen, sprudelten sie wie ein Wasserfall, erzählten all die abenteuerlichen Geschichten, die sie gerade erfahren hatten.

Danach fiel es ihnen schwer, einzuschlafen.

‚Bartolomé‘, sagte da Juan plötzlich, ‚kannst Du mir sagen, was wir hier tun? Brauchst Du so lange, um Dich zu entscheiden?‘

Er ließ ihn gar nicht zu Wort kommen, sprang aus dem Bett und schlüpfte in seine Kleider.

‚Ich gehe jetzt zum Meister und teile ihm meine Entscheidung mit. Er ist nämlich ein guter Mensch‘

‚Ein gerechter Mensch‘ – ‚ich gehe mit‘, sagte Bartolomé und am erstaunten Großvater im Türrahmen vorbei, machten sich die beiden Brüder zu Fuß auf den Weg von Felanix nach Montuiri.

Im Morgengrauen kamen sie dort an und klopfen an der inneren Tür – die äußere vom Haus des Meisters hatte immer offen zu bleiben, hatten die Christen bestimmt.

„Wer da?“ fragte die Stimme des Meisters. „Wir sind zurück“, sagten die Brüder Colom, „wir haben es nicht mehr ausgehalten. Wir wollen alles wissen und zwar sofort!“

„Wie gut, daß das Feuer noch brennt und ich einen Kräutertrunk da habe. Kommt, setzt Euch her!“

Es wurde ein langer Tag und eine lange Nacht.

Der Meister erzählte – das was Du schon weißt, die beiden aber nicht“, sagte Rafael, über die Phönizier, mit denen sie von der östlichen Mittelmeerküste hergekommen waren und ihre friedliche Vermischung mit dem balearischen Urvolk. Über ihr gutes Verhältnis mit Karthago, dem römischen Imperium und sogar den Arabern.

„Nur mit den Christen war keine friedliche Einigung möglich. Aus tief sitzendem Haß gegen alles Andersgläubige nahmen sie sich das Recht, uns unserer Freiheit und unseres Eigentums zu berauben und uns als ‚Sünder‘ und ‚schlechte Menschen‘ zu behandeln. Im Namen ihres allergütigsten Gottes stellten sie unser Volk vor die Alternative: Taufe oder Tod!“ erzählte Rafael.

„Warum habt Ihr Euch das alles denn gefallen lassen?“

„Vergiss nicht, wir waren erobert, besetzt. Wie Du weißt durch den Fehler des arabischen Heeresführers, der anschließend nach Afrika verbannt wurde. Und zunächst ließ sich ja alles ganz gut an mit Jaime I, wir redeten miteinander, er unterschrieb die Franquisías und war auch sonst besten Willens, das Nebeneinander der drei Religionen: Judentum, Christentum und Islam friedlich zu gestalten. Das war dem Papst aber kein bißchen recht. Er ließ Jaime I zu seinem Stellvertreter nach Barcelona zitieren, der ihm befahl, den Zehnten aller eroberten Besitztümer nach Rom, in den Vatikan abzuführen.“

Dann kam, zunächst auch noch gutwillig, sein Sohn Jaime II an die Macht, der aber im Kloster Santo Domingo³⁹ in Perpignan im Sinne des Papstes einer Gehirnwäsche unterzogen wurde und seither als willige Marionette Roms agierte. Wenn er Skrupel zeigte oder gar widersprach, wurden sein Bruder Pedro oder sein Sohn Alonso gegen ihn ausgespielt. Die Fäden im Hintergrund zogen die Mönchsorden der Templer, Franziskaner, Dominikaner“.

„Das weiß ich doch schon alles, Rafael“,

„Du schon, aber nicht Juan und Bartolomé“!

Mußte sie jetzt alles noch einmal hören, nur weil die Brüder Colom nichts davon gewußt hatten? Wie weit geht das, Geschichtstreue? Wann beginnt die Verfälschung? Wenn Rafael nur ein bißchen kürzen könnte!

„Dann folgte die zweite christliche Eroberungswelle. Nur das Schloß Alaró widerstand“ – „Jaja“, sagte sie, „Cabrit y Bassa, die Helden und ihr Tod auf dem Grill“

„Und danach trat Sancho die Herrschaft an“⁴⁰ – „Zerstörte die Reste der balearischen Kultur, der Rat ging in den Untergrund und in deiner Familie hatte die Tradition des Geschichte-Erzählens begonnen.“

„Pedro kam mit einer neuen Invasion vom Festland herüber“

„Aber da waren die Balearen nur mehr Provinz mit einem Gouverneur, kein eigenständiges Königreich mehr“.

„Ja,“ sagte Rafael, „hast Du gut behalten.“

Sie freute sich richtig ein bißchen.

„Der Papst hatte uns während der Zeit der maurischen Besetzung Spaniens immer wieder gedrängt, zusammen mit den Christen gegen die Araber zu kämpfen. ‚Nein‘, haben wir ihm immer wieder geantwortet, ‚für uns ist der Krieg eine schmutzige Sache, die unseren Prinzipien widerspricht. Wir verhandeln lieber.‘

³⁹ Am 20. Januar 1279

⁴⁰ anno 1312

Das sagte der Flottenmeister den Brüdern Colom. Und daß die die furchtbare Gegenwart nur verstehen könnten, wenn sie über ihre glückliche Vergangenheit informiert wären.

„Was im Leben zählt, und ich kann schließlich lange genug zurückschauen, wobei nicht die Länge, sondern die Intensität zählt, was also zählt ist: Gutes zu tun. Anderen Gutes zu tun. Das Schlimmste sind Egoismus, Mißgunst und Streitereien untereinander.

Ich sehe Euch schon, wie ihr meinem Weg folgt: Ihr werdet Flottenmeister, die Meere besegeln und viel Erstaunliches erleben.

Aber Ihr müßt oft gegen den Strom schwimmen, nach außen ergeben erscheinen, während ihr unsere Geheimnisse wahrt.

Ihr müßt Erfolg haben, das ist es, was zählt, dafür müßt Ihr auch bereit sein, Euer Leben einzusetzen. Seid Ihr das?’

Die Brüder nickten stumm.

„Ich habe mich oft gefragt,‘ meinte der alte Meister, ‚ob es nicht doch Sünde sein könnte, wie die Christen sagen, die balearische Zivilisation trotz Verbotes weiterhin zu leben und zu lehren. Aber nein, sage ich Euch, wir schaden niemanden, wenn wir unsere Gesetze weiterhin achten, unsere friedliche Mission weiter erfüllen. Denkt immer daran: es nur im äußersten Fall zu einem bewaffneten Kampf kommen zu lassen.’

Sie versprachen es und gingen gemeinsam zum Frühstück. Der alte Meister froh, Nachfolger gefunden zu haben, die beiden jungen Männer stolz darauf, auserwählt zu sein, die Tradition Mallorcas weiter führen zu dürfen. Was immer passieren würde.

Freiheitskämpfer

Wer hätte gedacht, daß sich dieser ‚äußerste Fall‘ schon so bald ergeben würde, daß Juan und Bartolomé Colom sich einer bewaffneten Truppe von Aufständischen anschließen würden?

Es war immer schlimmer geworden mit den christlichen Besetzern, immer wieder erhoben sich Gruppen von jungen Männern aus Mallorca und griffen zu den Waffen. Immer wieder wurden die Rädels-

führer, oder die, die von den Christen dafür gehalten wurden, gefaßt und grausam umgebracht.

Da ließ unsere Untergrundregierung dem Gouverneur auf verschlungenen Wegen eine Nachricht zukommen: er solle es doch bei Enteignungen lassen und nicht die ganze Jugend umbringen, sonst hätten sie bald kein Volk mehr, über das sie herrschen und das sie ausbeuten könnten.

Der Gouverneur schickte daraufhin einen Boten zum König von Aragón, der gerade in Neapel weilte. Wie er sich die Lösung des mallorquinischen Problems vorstelle.

Komisch, dachte sie, daß Täter Opfer immer als „Problem“ bezeichneten: Frauenproblem, Kurdenproblem.

„Deshalb“, hatte ihr ein Jahr zuvor Abdullah Öcalan, der Kurdenführer der PKK, der kurdischen Guerilla gegen die Türken erklärt, deshalb verstünden auch Frauen die Situation der Kurden viel besser als Männer von außerhalb, weil Frauen eben wüssten, was Unterdrückung hieße.

Das war in seiner, Apo, wie ihn seine Anhänger nannten, Apos Wohnung in einem Hochhaus in Damaskus gewesen und er hatte sie gebeten, doch Fühler auszustrecken bei deutschen Politikern, ob es nicht welche gäbe, die seine Idee eines Waffenstillstandes unterstützten und bei Verhandlungen mit der Türkei vermitteln würden. Es gab keinen. Dann wurde er ein gutes Jahrzehnt später durch halb Europa gehetzt, in Kenia gefangengenommen, Verrat war auch im Spiel, auf die Gefangeneninsel Imrali gebracht und erst einmal schmoren gelassen.

Später wurde er zum Tod verurteilt, die Vollstreckung aber ausgesetzt. Die PKK machte inzwischen auf Frieden, aber irgendwie wurde der nicht angenommen.

Weder von der Türkei noch von Deutschland, wo ihre Mitglieder weiter als „Terroristen“ galten und so behandelt wurden. Als ob es ein starkes Interesse gäbe, daß das „Kurdenproblem“ weiter bestünde.

Wie auch das „Mallorcaproblem“ für die Christen, wo für die angebliche Lösung jedes Mittel recht schien.

Steckbrieflich gesucht

„Was hatte er doch eben gesagt, Rafael?“

Ach ja, er wiederholte die Geschichte mit dem Leibarzt, der im Auftrag des Königs von Aragón gekommen war, sich aber erst sein Schiff reparieren ließ, daraufhin sich monatelang kostenlos einquartierte und mehr Interesse für Streitereien zeigte, als Ideen für die Wiedereinsetzung ihrer Fueros, ihrer alten Rechte.

Als er nach Neapel ablegte, war nur Zeit verstrichen und nichts erreicht worden. Ein Spitzel war er, da waren sich alle einig.

„Da waren wir schon, Rafael“, stellte sie fest.

„Meld' Dich halt früher!“ sagte er und ob er das von den „Sacomanos“ schon erzählt habe.

„Also, ‚Händeabhacker‘ wurden sie genannt, waren eine blutrünstige Söldnertruppe und hatten zuerst in Italien gekämpft, wurden nicht mehr gebraucht und sind dann sengend und brennend durch die Lande gezogen, raubend, mordend, vergewaltigend.

Man müßte ihnen wieder eine Aufgabe geben, dachte der König, als er den Bericht des Leibarztes gehört hatte, und schickte sie nach Mallorca, um die aufständischen Einheimischen Mores zu lehren. Er versprach auch guten Sold.

Der Chef der ‚Sacomanos‘ hieß Francisco von Erill, war inzwischen Vizekönig von Sardinien und hatte seine berittene, mörderische Truppe fest im Griff.

Simon Ballester...“

„Endlich taucht er wieder auf. Hattest Du nicht gesagt...?“

„Was hatte ich?“

„Daß man nichts mehr von ihm gehört hätte.“

„Nachher. Erst kommt noch die Sache mit Erill. Ballester überlegte sich, wie er mit seinen Leuten, es waren inzwischen über dreihun-

dert, Erill bekämpfen könnte. In einer offenen Schlacht ganz sicher nicht.

In einzelnen Guerrillaaktionen vielleicht mithilfe der Dorfbewohner. Erill setzte nämlich auf Salamtaktik: nach und nach ein Dorf nach dem anderen zu erobern. Und er konnte sich sicher sein, er würde für Geld überall Leute finden, die ihm mitteilten, wo sich Ballester mit seinen Leuten gerade aufhielt.

Es gab ein paar Scharmützel, nach denen sich Ballester immer wieder in die Berge zurückzog, wo sich Erill überhaupt nicht auskannte. Aber das waren nur Mückenstiche für ihn.

Er ließ Steckbriefe drucken und aushängen: Gesucht, tot oder lebendig. An erster Stelle stand Simon Ballester, dann folgte Rodlán, dann die Brüder Colom.“

„Wie waren die denn zu Ballester gestoßen?“

„Sie hatten sich gemeinsam mit dem alten Flottenmeister, ihren Lehrer der Ballester-Guerrilla angeschlossen, aber das hatte ich Dir doch schon gesagt.“

„Nicht so genau.“

„Okay, dann weißt Du es jetzt.“

Ballester hielt Kriegsrat in den Bergen. „Was sollen wir tun? Weitermachen wie bisher? Das bringt doch nichts! Wir gefährden nur die anderen und brauchen eigentlich nur abzuwarten, bis wir verraten werden. Was meint Ihr?!“

Die anderen waren derselben Meinung. Sie beschlossen, sich aufzulösen und im Ausland in Sicherheit zu bringen, bis die Situation sich geändert haben würde oder sie eine Möglichkeit sähen, sie zu ändern. Inzwischen sollten sie soweit wie möglich in Kontakt bleiben.

Flucht ins Ausland

350 Mann überlegten sich, wohin sie sich wenden konnten, da auf jeden ihrer Köpfe eine Belohnung ausgesetzt war. Sie bildeten verschiedene Gruppen mit verschiedenen Zielen.

Juan Colom und Rodlán gelangten nach einer abenteuerlichen Fahrt mit einer windigen Schaluppe nach Südfrankreich. In einem Küstenort, wo Juan schon im Auftrag des Schwiegervaters gearbeitet hatte...“

„Moment mal, wo kommt da der Schwiegervater plötzlich her?“

„Hatte ich Dir nicht gesagt, daß es üblich war, daß die für die Meisternachfolge initiierten jungen Männer automatisch die Töchter der Meister heirateten? Weil die nämlich die gleiche theoretische Ausbildung hatten, nur zur See fahren hatten sie nicht gedurft.“

„Aber wieso kommt in deiner Erzählung gar keine Hochzeit vor?“

„Also das mit dem ‚wieso‘ kannst Du gleich lassen. Ich weiß das doch nicht. Ich kenne die Geschichte so und so erzähle ich sie dir. Wenn sie Dich allerdings nicht interessiert, kann ich auch...“

„Nein, nein, um Gottes Willen, Rafael, man wird doch noch fragen dürfen...“

Er knurrte etwas, dem sie entnahm, daß die Tradition sage, daß beide Brüder zwei Schwestern aus Mallorca geheiratet hätten, die Töchter des alten Flottenmeisters. Sie kämen allerdings nur als Ehefrauen und Mütter vor. Zumindest die von Juan.

„Weil die balearischen Seeleute ums ganze Mittelmeer herum sehr geachtet waren, war es für Juan mit seiner Ausbildung kein Problem, bald einen guten Posten in der französischen Marine zu finden. Er ließ seine ebenfalls steckbrieflich gesuchten mallorquinischen Mitstreiter wissen, daß sie zu ihm kommen könnten, daß sie dort sicher seien und er ihnen einen Job garantieren könne. Viele folgten seinem Ruf.“

„Und was war mit Bruder Bartolomé und Simon Ballester?“

„Morgen“, sagte Rafael, „die sind morgen dran. Gegen Mittag bei mir, okay?“

(natürlich sagte er nicht ‚okay‘, sondern ‚de acuerdo‘, aber sie war schließlich für die Übersetzung zuständig.)

Michèl hatte sich schon tagelang nicht sehen lassen und obwohl sein Haus mit dem pflegebedürftigen Hausherrn keine fünf Minuten

von Rafaels Solar entfernt war, hatte sie doch Skrupel, einfach zu klingeln. Welch Rundaugen dann die Frau wieder machen würde! Gäste im eigenen Haus, fremde Gäste gar und eine Frau noch dazu! Und un-an-ge-meldet!

Sie schlenderte die Treppen der mächtigen Kirche in Montuiri, die in ihrer guten Zeit einmal eine Synagoge gewesen sein soll hinauf und auf der anderen Seite die abschüssigen Gassen wieder hinunter zur Haltestelle des Busses nach Palma.

Und wer stand da mit großer Reisetasche? Michèls Sohn. Er müsse nach Palma hinein, sagte er, den Vater ablösen, der Großmutter ginge es wieder schlecht, sie sei nervös. Es müsse immer einer bei ihr sein, sonst drehe sie durch.

Das erklärte Michèls Schweigen der letzten Tage.

Was hatte sie eigentlich nach Mallorca gebracht? Sie goß sich ein Bier ein, stellte den Fernseher an. Und wer schaute sie an? Der Polt Gerhard mit Nikolausi und Osterhasi. Ein deutsches Programm.

Dazu hätte man eigentlich nicht weg müssen.

Hermann hatte sie angerufen, genau, das war der Grund, er hatte sie in München angerufen und gesagt, er habe etwas geerbt. Auf Mallorca.

„Auf Mallorca, ihh!“

„Kennst es ja gar nicht!“

Tatsächlich die gleiche naserümpfende Ablehnung, die sie selber später oft erfahren sollte. „Mallorca, igitt!“

„Was denn, ein Häuschen?“

„Fast!“

„Eine Wohnung?“

„Schon besser!“

Daß es dieses bescheidene, nach Norden gelegene Einzimmerapartment war, hatte er nie gesagt.

Trotzdem war sie dankbar, daß es existierte und sie sich dort von Rafaels Tradition ein bißchen ausruhen konnte, als ein Brief unter der Tür durchgeschoben wurde.

Hermanns Sohn, knapp dem Abitur entronnen und überzeugt, eine geniale Malerkarriere vor sich zu haben, kündigte sich an. Sie möge doch schon das Klappbett bereitstellen.

Bartolomé Colom in Neapel

Mittag, Vor-Essenszeit in Montuiri.

Der Erzähler empfängt sie in seinem Solar und sie kann es immer noch nicht fassen, daß dieses bescheidene Häuschen einst Teil eines Zentrums von Wissenschaft, Handel und Politik war. Ob da irgendwo unterirdische Gänge existierten? Die doch für eine Regierung im Untergrund zwingend nötig gewesen wären.

Aber Rafael läßt sie nicht zu Wort kommen, „später,“ sagt er, „jetzt sind Simon Ballester und Bartolomé Colom dran.“

Also die beiden und die Guerrilleros, die sich ihnen angeschlossen hatten, segelten nach Neapel, wo gerade der König von Aragón residierte. Sie hatten die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß er, wenn er erführe, was tatsächlich auf den Inseln geschah, die Situation ändern müsse“.

„Naivlinge, die“

„War es bei Euch nicht auch so, im Dritten Reich, daß lange Zeit viele Menschen glaubten, daß der Führer nicht wisse, was an Schauerlichkeiten passierte, sonst würde er es verhindern?“

„Doch“, sagte sie, „stimmt“.

„Also. Man hatte ihnen eine ziemlich späte Stunde für die Audienz beim König genannt, was an sich schon seltsam war. Sie warteten auf ihrem Schiff, als sich ein fremdes näherte. Sie riefen hinüber, nichts, keine Antwort, im Gegenteil, die Besatzung des fremden Schiffes im Hafen von Neapel machte Anstalten, sie zu kapern.

„Springt!“ schrie Bartolomé, „schwimmt ans Ufer!“

Die mallorquinischen Kämpfer, auf deren Köpfen eine Prämie ausgesetzt war, sprangen ins Wasser, neapolitanische Seeleute halfen ihnen heraus.

Die Kaperer schauten sich das leere mallorquinische Schiff genauer an und waren erstaunt über seinen außergewöhnlichen Bau, sein geringes Gewicht und damit seine außergewöhnliche Schnelligkeit. Sie schleppten es ab und berichteten dem König davon“.

„Und die Audienz?“

„Fand wahrscheinlich nicht statt, sollte wohl auch gar nicht stattfinden. Davon sagt die Tradition nichts. Davon habe ich nichts erfahren.“

„Und Simon Ballester?“

„Taucht erst in der Neuen Welt wieder auf.“

„Und Bartolomé, der jüngere Bruder von Kolumbus?“

„Von Colom, das mit Kolumbus kommt erst später, Du weißt ja noch gar nicht, wieso.“

„Nein,“ sagte sie kleinlaut.

„Also Bartolomé entdeckte eines schönen Tages im Hafen von Neapel ein portugiesisches Schiff. Ob er nicht ein paar balearische Seeleute brauchen könne, sprach er den Kapitän an, er habe gehört, der portugiesische König suche welche.

Ob er vielleicht einer von denen sei, fragte der Kapitän.

Bartolomé bejahte und schon nahm ihn der Kapitän in seine Mannschaft auf.

Auf hoher See bat ihn der Mallorquiner doch einmal steuern zu dürfen.

Wie verblüfft war der Kapitän, als er sah, wie geschickt der neue Seemann hantierte und dabei die Route auswendig zu kennen schien.

In Lissabon angekommen, erzählte er dem Hafenkaptän, was er für einen erstaunlichen Seemann in Neapel aufgelesen habe, der behauptete, der traditionellen EDG, der Escola die Gonie, die im ganzen Mittelmeerraum bekannt sei, zu entstammen.

Man kenne zwar im ganzen Mittelerraum ihr Signet, ihre Instrumente und ihre famosen Karten, das Problem sei nur – sie existiere nicht mehr.

„Dann müssen wir ihn eben fragen“, beschloß der Hafenkaptän und lud dazu eine illustre Runde von Experten ein, die in Diensten des Königs von Portugal standen.

„Ihr habt recht“, sagte Bartolomé, „offiziell existiert die Akademie nicht mehr. Aber es gibt sie noch im Untergrund.“

„Mein Bruder und ich haben die jahrelange Ausbildung durchlaufen und daher unsere Kenntnisse.“

Die Experten übertrumpften sich gegenseitig mit Fragen, die sie für höchst kompliziert hielten, die aber Bartolomé nur ein Lächeln kosteten. Er breitete etwas von seinem Akademiewissen vor ihnen aus, erntete aber nur Staunen und Unglauben.

Trotzdem oder gerade deshalb berief ihn der König an seine Karthografieschule, wo er mehr und mehr Bartolomé's Wissen zu bewundern begann.

Er habe da noch eine Bitte an die Majestät.

„Nur zu!“ sagte der König.

Er würde gern seine Freunde, die noch in Neapel seien hierher holen, ob das ginge.

Huldvoll gewährte der König die Bitte nach Papieren für die Mallorquiner. Von so guten Seeleuten könne er nicht genug bekommen.“

„Dann war also die Hälfte der geflüchteten Mallorquiner bei Juan in Südfrankreich, die andere Hälfte kam zu Bartolomé nach Lissabon“.

Juan Colom

„Exakt, nur wußten sie nichts voneinander. Eine Zeitlang. Bis Juan erfuhr, daß sein Bruder in Lissabon die Karthografieschule leitete und in der Gunst des Königs stand. Da nahm er das nächste Schiff und segelte nach Lissabon.“

Die beiden Brüder fielen sich in die Arme: ‚Du lebst! – ‚Sie haben Dich nicht gekriegt!’ – ‚Und Dich auch nicht!’

Sie weinten und lachten und konnten es gar nicht fassen, daß sie sich wieder hatten. ‚Sie haben uns nicht gekriegt, diese Christen!’ Sofort schleppte Bartolomé seinen Bruder zum christlichen König von Portugal.

‚Bleib doch hier!’ schlug er ihm vor, ‚so Leute wie Euch kann ich gut gebrauchen! Ich verleihe Dir einen Adelstitel und Du suchst Dir eine Tätigkeit, die Dir zusagt. Wir haben da eine große Auswahl.’

‚Danke, Majestät’, sagte da Juan, ‚für Ihre Großherzigkeit. Aber ich habe noch andere Verpflichtungen, die Familie...’

Bring’ sie doch einfach her, sie werden sich hier sicher wohl fühlen. Ich verstehe das Problem nicht!’

‚Würden Sie Ihr Angebot auch einem Verräter machen?’

‚Bewahre! Wie meinst Du das?’

‚Wenn ich Ihr Angebot annähme, würde ich Verrat an meiner Familie, meinem Volk, an meiner Aufgabe begehen. Wenn die nicht wäre, würde ich sogar ohne Adel und für wenig Geld für Ihre Majestät arbeiten. Ich hoffe, Sie verstehen mich. Machen Sie das Angebot doch einfach meinem Bruder!’

Er verabschiedete sich und fuhr zu seiner Arbeit nach Südfrankreich zurück, von wo aus er immer schnell mal nach Mallorca fahren konnte, um seine Familie heimlich zu treffen.

Ansonsten war sein Leben als Kapitän auf französischen Schiffen, die halbe Gefängnisse waren, kein leichtes. Da gab es neben der Mannschaft haufenweise Zwangsverpflichtete, Galeerensträflinge und Flüchtige aus aller Herren Länder und vor jeder möglichen Gerichtsbarkeit. Die meisten trugen Ketten und galten als extrem gefährlich.

Nur Juan behandelte sie anders, als je ein Mensch sie behandelt hatte: Er verbot, daß sie geprügelt wurden. Er unterhielt sich mit ihnen über den Grund der Flucht oder ihrer Verurteilung. Er tröstete

sie und gab ihnen Hoffnung, kurz, er behandelte sie mit Respekt. Irgendwie fand er ihren guten Kern.

Er ließ sie selten rudern, außer in Flauten, weil er sein Segelhandwerk verstand. Auf hoher See ließ er ihnen die Ketten abnehmen. Sie durften frei herumlaufen, mit den Matrosen reden und von ihnen lernen.

Erst wenn ein Hafen in Sicht war, wurden ihnen die Ketten wieder angelegt.

Das machte ihn zum beliebtesten Kapitän weit und breit, eine Rarität für die damalige Zeit, wo die Verurteilten schlechter als Kettenhunde behandelt wurden.

Ja, manchmal juckte es ihn direkt, ihnen zu gestehen:

‚Eigentlich gehöre ich ja zu Euch. Ich werde steckbrieflich gesucht, aber nicht, weil ich ein Verbrechen begangen hätte, sondern weil ich mich für Recht und Gerechtigkeit eingesetzt habe, wie mancher von Euch auch.‘ Aber er riß sich zusammen.

Er setzte weiter auf ihre guten Seiten. Wenn er ihnen schwierige, ja lebensgefährliche Aufgaben zuteilte, war das, um ihre Strafe zu vermindern.

War dann der Tag der Freiheit für die Gefangenen gekommen, ging es nicht ohne Tränen und Danksagungen ab.

‚Dankt nicht mir‘, redete Juan ihnen dann zu, ‚vergesst mich! Denkt an eure Zukunft und bleibt sauber! Wenn jemand aber Hilfe braucht, dann helft ihn einfach, wie ich Euch geholfen habe!‘